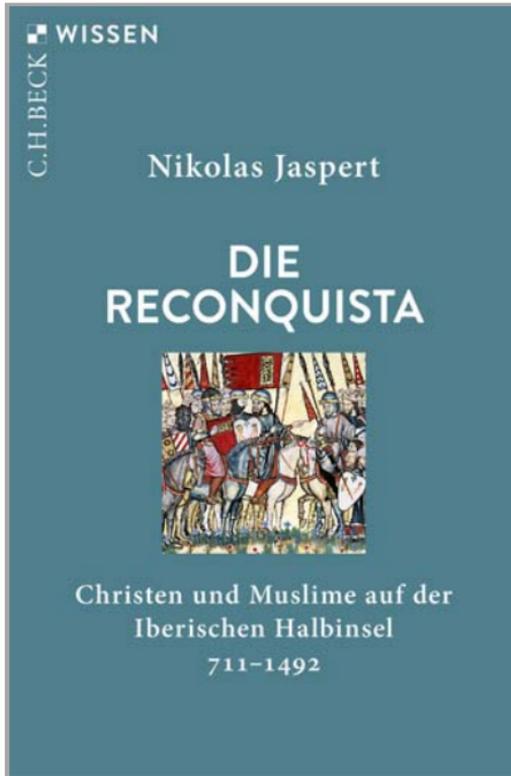


Unverkäufliche Leseprobe



Nikolas Jaspert

Die Reconquista

Christen und Muslime auf der Iberischen
Halbinsel 711-1492

2019. 128 S., mit 2 Karten

ISBN 978-3-406-74007-7

Weitere Informationen finden Sie hier:

<https://www.chbeck.de/27671846>

© Verlag C.H.Beck oHG, München

«Reconquista» ist ein schillernder Begriff. Er beschwört zunächst eine fast 700-jährige Geschichte von blutigen Kämpfen zwischen Christen und Muslimen auf der Iberischen Halbinsel herauf, die 1492 in der Eroberung des muslimischen Königreichs Granada durch die «Katholischen Könige» kulminierten. Nikolas Jaspert zeigt jedoch in dem vorliegenden Band, dass eine solche Sichtweise auf die Vorgänge zwischen 711 und 1492 zu einer unangemessenen Vereinfachung führt – das Signum dieser Zeitspanne war weit mehr als nur religiöse Feindschaft.

Ausgehend vom Ende des Westgotenreichs im Jahr 711 bietet der Autor nicht nur einen ebenso fundierten wie spannenden Überblick über die wichtigsten Königreiche und ihr wechselndes Kriegsglück, sondern lässt die «Reconquista» gleichsam als Epoche kulturellen Austauschs lebendig werden. So erzählt er von der ethnisch-religiösen Vielfalt in al-Andalus, christlich-muslimischen Bündnissen, interreligiöser Heiratspolitik, diplomatischen Beziehungen und Gefangenenfreikauf. Er geht in seiner durchwegs gut lesbaren Darstellung, die auch noch die jüngste Forschung berücksichtigt, Fragen nach, deren aktuelle Bezüge unübersehbar sind: Wie lebten Juden, Christen und Muslime unter der Herrschaft Andersgläubiger? War die «Reconquista» ein iberischer Kreuzzug? Gab es auch eine islamische «Reconquista»? Indem Nikolas Jaspert das spätere Fortleben dieses Kampfbegriffs als wirkmächtiges Narrativ in den amerikanischen Kolonien und im rhetorischen Arsenal neuer Rechtsextremer verfolgt, schlägt er den Bogen bis in unsere Zeit.

Nikolas Jaspert lehrt als Professor für Mittelalterliche Geschichte an der Universität Heidelberg. Ihn zeichnet vor allem seine Expertise im mediterranen und insbesondere iberischen Raum aus, wie seine zahlreichen Publikationen zu Themen wie den Kreuzzügen, Ritterorden, transkulturellen Beziehungen, Seeraub und dem Meer als Kommunikationsraum belegen.

Nikolas Jaspert

DIE RECONQUISTA

*Christen und Muslime auf der
Iberischen Halbinsel*

711-1492

C.H.Beck

Mit 2 Karten
(© Peter Palm, Berlin)

Originalausgabe
© Verlag C.H.Beck oHG, München 2019
www.chbeck.de
Satz: C.H.Beck.Media.Solutions, Nördlingen
Druck und Bindung: Druckerei C.H.Beck, Nördlingen
Reihengestaltung Umschlag: Uwe Göbel (Original 1995, mit Logo),
Marion Blomeyer (Überarbeitung 2018)
Umschlagabbildung: Miniatur aus *Cantigas de Santa Maria*
(«Lieder für die heilige Maria»), Lied CLXXXVII, 13. Jahrhundert,
© Patrimonio Nacional, Madrid
Printed in Germany
ISBN 978 3 406 74007 7



klimateutral produziert
www.chbeck.de/nachhaltig

Inhalt

1. al-Andalus: Die Iberische Halbinsel kommt unter muslimische Herrschaft (711–1031)	7
Vom Ġabal Ṭāriq (Gibraltar) bis zu den Pyrenäen . . .	7
Ethnische und religiöse Vielfalt	9
2. Im Zeichen der Restauration (ca. 722–ca. 1035)	14
Reizbegriff «Reconquista»	14
Das Königreich Asturien: «Neogotismus» und der Vorstoß in die Meseta	17
Die Reiche des Nordens	20
Diplomatie und interreligiöse Heiratspolitik	22
3. Die Taifenreiche und ihre christlichen Nachbarn (1031–1085)	26
Tribute und Bündnisse	26
Religiöse Aufladung	29
Der Einfluss der Kirche und der «Proto-Kreuzzug» gegen Barbastro	34
4. «Reconquista» und Kreuzzug: Narrative und Praktiken	36
Die Iberische Halbinsel, ein neues Heiliges Land? . .	36
Pragmatik und religiöse Deutung	41
5. Wechselndes Kriegsglück (1085–1199)	46
Aufstieg und Fall der Almoraviden	46
Die Bewegung der Almohaden	51
6. Die Zeit der großen christlichen Eroberungen (1199–1260)	54
Der Sprung nach Süden	54
Gab es eine islamische «Reconquista»?	59

7. Grenzkriege und Grenzgesellschaften (ca. 1260–1480)	62
Die Nasriden und ihre erfolgreiche Schaukelpolitik	62
Zwietracht unter den Christen	67
«Heiße Grenze» oder Zone des Austauschs?	69
Gefangenloskauf	75
8. Mehr als der Cid: Akteure und Pragmatismus	81
Monarchen und Adel	81
Päpste, Bischöfe und Ritterorden	84
Festungen und Krieger	88
Seitenwechsel und Verträge	91
9. Das Leben unter der Herrschaft Andersgläubiger	96
Im Zeichen des Halbmonds	96
Unter dem Kreuz	97
Abgrenzungsbemühungen	101
Emigration – Immigration	103
10. Iberisches Ende und amerikanische Anfänge (1481–ca. 1550)	107
Krieg um Granada	107
Erinnerungsgeschichte und Fortleben der «Reconquista»-Ideologie	110
Dank	115
Bibliographie	116
Register	126

1. al-Andalus: Die Iberische Halbinsel kommt unter muslimische Herrschaft (711–1031)

Vom Ġabal Ṭāriq (Gibraltar) bis zu den Pyrenäen

Im April 711 überquerte ein muslimischer, wahrscheinlich berberischer Heerführer namens Ṭāriq ibn Ziyād (gest. ca. 720) zusammen mit einer Streitmacht von einigen Tausend Reitern und Fußsoldaten die Meerenge, die Nordafrika von der Iberischen Halbinsel trennt. Damit griff er das Reich der Westgoten an. Der Ort, an dem Ṭāriq ibn Ziyād an Land ging, trägt noch heute seinen Namen, Gibraltar oder «Berg des Tariq» (arab. *Ġabal Ṭāriq*). Kurze Zeit später wurde seine Armee von der Streitmacht des westgotischen Königs Roderich gestellt. In der Schlacht, die zwischen dem 19. und 23. Juli 711 am Fluss Guadalete (arab. Wādī Lakku) ausgefochten wurde, fiel König Roderich, und sein Heer erlitt eine vernichtende Niederlage. Das Westgotenreich, das seit dem Beginn des 6. Jahrhunderts die Iberische Halbinsel beherrscht und nachhaltig geprägt hatte, war besiegt.

Ṭāriq ibn Ziyād handelte nicht in eigener Sache. Er war von Mūsā ibn Nuṣayr (gest. 715) entsandt worden, der im Dienst der in Damaskus residierenden Kalifen aus dem Geschlecht der Umayyaden stand. Mūsā, als Gouverneur für die nordafrikanischen Gebiete zuständig, überquerte 712 persönlich zusammen mit seinen Söhnen und weiteren Kämpfern die Meerenge von Gibraltar. In den folgenden etwa acht Jahren unterwarf das vereinigte Heer alle christlichen Territorien der Iberischen Halbinsel bis an den Rand der Pyrenäen. Weitere umayyadische Heerführer konnten das islamische Herrschaftsgebiet sogar nach Südfrankreich ausdehnen, wurden jedoch in den Dreißigerjahren des 8. Jahrhunderts von den Franken über die Pyrenäen zurückgedrängt. Dieses Gebirge markierte fortan die Grenze zwischen dem christlichen, dem römisch-päpstlichen Kirchenritus folgenden «Lateineuropa» und den islamisch beherrschten Ge-

bieten der Iberischen Halbinsel. Von den Muslimen wurde das ihnen unterstehende Territorium – vielleicht in Anlehnung an die Vandalen, die zu Beginn des 5. Jahrhunderts Südspanien beherrschten – als «al-Andalus» bezeichnet.

Der fulminante Sieg der nordafrikanischen Invasoren im Frühjahr 711 und der rasche Zusammenbruch der westgotischen Herrschaft haben in der Geschichtswissenschaft immer wieder Fragen aufgeworfen: Wie konnte eine vergleichsweise kleine Streitmacht über das Heer des Westgotenreichs siegen? War dieses geschwächt, und wenn ja: wodurch?

Lateinische Quellen des 8. und arabische Texte des 9. Jahrhunderts, die von den Ereignissen berichten, liefern wenige Hintergrundinformationen. Im 13. Jahrhundert hingegen wusste ein christlicher Autor, Lucas von Tuy (gest. 1249), die vermeintlichen Schuldigen zu benennen: Juden seien es gewesen, welche den Eindringlingen in verräterischer Absicht die Königsstadt Toledo in die Hände gegeben hätten. Zwar wurden die jüdischen Gemeinden des Westgotenreichs in der Tat in den Jahren vor der muslimischen Eroberung massiv unterdrückt, doch liegen keine zeitgenössischen Hinweise vor, die auf eine Kollaboration deuten könnten, so verständlich diese auch gewesen sein möge. Eine andere Erklärung ist plausibler: Schon der anonyme Autor der sogenannten «Mozarabischen Chronik von 754» berichtet von inneren Streitigkeiten in der Führungsschicht des Westgotenreichs. Im Jahre 710 war König Witiza gestorben. Aus den Streitigkeiten um dessen Nachfolge ging der erwähnte Roderich als Sieger hervor, doch gab es auch eine Fraktion, welche die jungen Söhne des verstorbenen Königs favorisierte und aus diesem Grund von den Muslimen Nordafrikas Militärlhilfe erbat. Arabische Quellen nennen auch einen geheimnisvollen, angeblich byzantinischen Grafen Julian, der die Verhandlungen mit Ṭāriq ibn Ziyād geführt und ihn zur Invasion eingeladen haben soll.

Die jüngere Geschichtsforschung hat eine Reihe weiterer Gründe für den muslimischen Erfolg ausgemacht: etwa den Schlachtentod König Roderichs, der das Reich führungslos zurückließ, oder die Inbesitznahme des Reichsschatzes durch die Muslime bei der Einnahme Toledos. Außerdem gingen die Eroberer

rer geschickt vor: Sie sicherten lediglich vereinzelte städtische Vorposten militärisch und arrangierten sich gezielt mit lokalen Machthabern. Mit einigen Territorialherren schlossen sie Verträge, welche deren Herrschaft weitgehend intakt ließen, solange die muslimische Oberhoheit anerkannt wurde. Die Übereinkunft mit dem westgotischen Adligen Theudemir (gest. ca. 743), der über ein ausgedehntes Gebiet an der südlichen Levanteküste um Orihuela gebot, illustriert dieses Vorgehen. Auf der Grundlage solcher Verträge konnten einzelne Familien insbesondere in den Städten ihre soziale Stellung behalten. Manche von ihnen konvertierten zum neuen Glauben und nahmen auch unter muslimischer Herrschaft Führungspositionen ein. Andere christliche Adelige zogen sich auf das Land zurück und gelangten erst nach mehreren Jahrzehnten zu einer Einigung mit den neuen Machthabern. Aus ihnen gingen teils einflussreiche, nunmehr islamisierte Geschlechter hervor wie etwa die wohl nach einem westgotischen Grafen Cassius benannten «Söhne des Qasī» (arab. Banū Qasī) im Nordosten der Iberischen Halbinsel.

Für die spätere, mittelalterliche Begründung der muslimischen Eroberung des 8. Jahrhunderts sollten sich indes nicht diese Verträge mit den Einheimischen als wirkmächtig erweisen, sondern vielmehr die Geschichten von Witiza und den jüdischen Verrätern. Sie wurden von Chronisten des hohen und späten Mittelalters aufgegriffen und dienten als Warnung davor, wie schnell sich das Glück wenden und ein Reich untergehen kann, wenn seine Einwohner uneins sind und sich versündigen. Allerdings dienten diese Narrative aber auch jenen christlichen Autoren des späteren Mittelalters als Argument, welche die Loyalität unterworfenen Juden und Muslime infrage stellen sollten.

Ethnische und religiöse Vielfalt

Heutzutage wird der beispiellose Siegeszug des Islam im 7. und 8. Jahrhundert häufig unter dem Begriff der «islamischen Expansion» oder der «arabischen Expansion» gefasst. Doch ist das zutreffend? Wer genau waren die Männer, die 711 in der Schlacht am Guadalete kämpften und in der Folge die Iberische

Halbinsel unter islamische Herrschaft brachten? Bei genauerem Hinsehen wird deutlich, dass es sich weder um eine ethnisch noch religiös kohärente Streitmacht handelte und daher die vereinfachende Bezeichnung arabisch bzw. islamisch zumindest irreführend ist. Zum einen bildeten die sogenannten «Araber» – im engeren Sinne die Bewohner der arabischen Halbinsel, die wiederum zwischen Nord- und Südarabern zu scheiden sind – gar nicht die Mehrheit in der Armee der Invasoren, bestand doch das Aufgebot größtenteils aus unterworfenen und erst kurz zuvor zum Islam konvertierten Berbern, bei denen wiederum unterschiedliche Stämme zu unterscheiden sind (vor allem *Ṣanhāğa-* und *Zanāta-*Berber). Zum anderen dürften keineswegs alle Krieger Muslime gewesen sein. Dazu war die Islamisierung des Maghreb zu Beginn des 8. Jahrhunderts noch nicht hinreichend fortgeschritten, und die neuen Herren zeigten ohnehin kein besonderes Interesse, die Unterworfenen zu missionieren. Dass die Eroberung aber von Beginn an im Zeichen des Islam erfolgte, belegen nicht nur die geschriebenen Texte, sondern auch die ersten Münzprägungen der Sieger.

Vor allem die ethnische Heterogenität der Eroberer, die noch anstieg, als zur Mitte des 8. Jahrhunderts infolge innerer Unruhen weitere muslimische Truppen aus Syrien nach al-Andalus kamen, sollte Folgen zeitigen. Zu dieser Vielfalt trugen außerdem die islamisierten Sklaven aus Mittel- und Ostmitteleuropa bei, die vor allem im 9. und 10. Jahrhundert in großen Mengen gekauft und ins Land gebracht wurden. Manche von ihnen wurden bei Hofe eingesetzt und erscheinen als sogenannte *Ṣaqāliba* (Slawen) in den arabischen Quellen.

Aus nord- und südarabischen, berberischen, syrischen und slawischen Muslimen sowie aus ehemaligen Christen und Juden setzte sich also die islamische Bevölkerung in al-Andalus zusammen. Die zum Islam übergetretenen Christen werden in den arabischen Quellen als *muwalladūn* (span. *muladíes*) bezeichnet. Mit der Zeit dürften diese Konvertierten und ihre Nachfahren die Mehrheit der muslimischen Gesellschaft ausgemacht haben.

Die Gründe für ihren Religionswechsel sind im Einzelfall

kaum zu greifen und ohnehin selten auf einen Faktor zu reduzieren. Neben denen, die aus religiöser Überzeugung den neuen Glauben annahmen, gab es andere, die sich Vorteile aus diesem Schritt versprachen. Im Islam genießen die nichtmuslimischen Angehörigen der Buchreligionen (arab. *ahl al-kitāb*) als sogenannte Dhimmis (arab. *ahl aḍ-ḍimma*) gewisse verbrieftete Rechte. Diese wurden zwar oft situativ niedergelegt und angepasst, doch lassen sich einerseits einige grundlegende Privilegien benennen, welche Christen unter muslimischer Herrschaft beanspruchen konnten, andererseits aber auch Pflichten, denen sie nachkommen mussten, sowie Einschränkungen, denen sie unterlagen. Dazu gehörte etwa, dass es Dhimmis nicht gestattet war, ohne Erlaubnis Gotteshäuser zu bauen; sie hatten sich im öffentlichen Raum unauffällig zu benehmen und durften keinen Lärm verursachen – vor allem keine Geräusche, die auf ihre Religion hinwiesen. Sie waren zur Abgabe einer Kopfsteuer (arab. *ḡizya*) verpflichtet und mussten Muslimen gegenüber ihre Ehrerbietung erweisen. Im Gegenzug waren sie als Religionsgemeinschaft geduldet und es war ihnen erlaubt, ihren Glauben – allerdings diskret – auszuüben. Insofern genossen die Christen, aber auch die Juden, in al-Andalus eine eingeschränkte Religionsfreiheit innerhalb einer den Islam privilegierenden Religionshierarchie. Zugleich waren sie aber in sozialer Hinsicht diskriminiert und damit einer Form staatlichen und gesellschaftlichen Drucks unterworfen, die man als strukturelle Gewalt bezeichnen kann. Der wachsende Einfluss des mālikitischen Rechts und damit eine gewisse Normensystematisierung sind ebenfalls in Rechnung zu stellen. Anziehung und Zwang (sog. Pull- und Pushfaktoren) waren also gleichermaßen ursächlich dafür, dass mit der Zeit immer weniger Christen in al-Andalus lebten.

Allerdings blieben beachtliche jüdische und christliche Gruppen über Jahrhunderte hinweg ihrem Glauben treu. Sie übernahmen nicht die muslimische Religion, sehr wohl aber die arabische Sprache. Sie wurden also arabisiert, nicht jedoch islamisiert, und entwickelten damit kulturelle Eigenheiten, die sie von ihren Glaubensgenossen in christlich beherrschten Gebieten unterschieden. Die Christen unter muslimischer Herrschaft – die

sogenannten Mozaraber (vom arab. *musta'rib* = Arabisierter) – entwickelten liturgische Besonderheiten und verfügten über eigene Bischöfe sowie eine eigene Kirchenstruktur, deren sichtbarer Kopf der Erzbischof von Toledo war.

Gegen ihre Arabisierung regte sich allerdings vereinzelt auch Widerstand. So kritisierten islamische Gelehrte die allzu große Nähe zwischen Christen und Muslimen, und christliche Kleriker wiederum mahnten ihre Glaubensgenossen zur Orthodoxie. In der Mitte des 9. Jahrhunderts entstand eine christliche Bewegung, die islamische Autoritäten bewusst provozierte und damit Repressionen herausforderte, die bis zur Hinrichtung einzelner Christen reichten. Diese in christlichen hagiographischen Texten als Märtyrer (von Córdoba) gefeierten Männer und Frauen wollten vermutlich ihren andalusischen Glaubensgenossen als Vorbilder dienen und diese von einer vollständigen Assimilierung an ihr muslimisches Umfeld abbringen. Oft aus höheren sozialen Schichten stammend, versuchten sie erfolglos, sich einer letztlich unaufhaltsamen Entwicklung entgegenzustellen. Andere wiederum wählten den Weg der Migration und zogen in den christlichen Norden.

Trotz dieser Beispiele für Gewalt und Unterdrückung seitens der Machthaber – auch die ersten antijüdischen Pogrome Europas im muslimischen Granada des Jahres 1066 ließen sich anführen – wies al-Andalus bis weit ins 12. Jahrhundert hinein eine beachtliche ethnische und religiöse Vielfalt auf. Denn neben den verschiedenen muslimischen Gruppen verblieben auch jüdische und christliche Gemeinden im Land. Mehr noch: Vor allem die Juden hatten ihr Auskommen und Möglichkeiten aufzusteigen, die ihnen anderswo in Europa verwehrt waren. Diese Jahrhunderte jüdischen Lebens auf der Iberischen Halbinsel unter muslimischer Herrschaft sind daher mit gewissem Recht als «goldenes Zeitalter» des iberischen Judentums bezeichnet worden.

Die wesentlichen konflikträchtigen Spannungslinien im al-Andalus der Umayyadenzeit scheinen denn auch nicht zwischen den Religionsgemeinschaften, sondern zwischen ethnischen Gruppen verlaufen zu sein. Schon in den Dreißigerjahren des 8. Jahrhunderts brachen Streitigkeiten zwischen arabischen und

berberischen Gruppen aus. Immer wieder sollte das Reich in der Folge durch bürgerkriegsähnliche Unruhen (arab. *fitna*, Plur. *fitan*) erschüttert werden, von den vielen kleineren Rebellionen ganz zu schweigen. Zwar entwickelte sich Córdoba im Verlauf des 9. und vor allem während des 10. Jahrhunderts zu einer schillernden Metropole und zur bevölkerungsreichsten Stadt Europas. Im Jahre 929 sagte sich der Emir von Córdoba sogar von der Zentralgewalt des sunnitischen Islam in Bagdad los und rief ein eigenes Kalifat aus, womit er in Konkurrenz zum Abbasidenkalifat in Bagdad und zum Fatimidenkalifat in Kairo den Anspruch erhob, das Oberhaupt der gesamten muslimischen Gemeinschaft (arab. *umma*) zu sein. Unter seiner und seiner Nachfolger Herrschaft stellte das Umayyadenkalifat von Córdoba im 10. Jahrhundert unzweifelhaft das herausragende kulturelle und politische Zentrum des westlichen Mittelmeerraums dar. Und dennoch war auch dieses Kalifat stets von zentrifugalen Kräften gekennzeichnet, welche die Herrschaft der Umayyaden immer wieder – etwa während der großen *fitan* in den letzten Jahrzehnten des 9. Jahrhunderts oder von 1009 bis 1031 – zu destabilisieren drohten.

Diese internen Konflikte schwächten die Macht der Emire des 9. und der Kalifen des 10. Jahrhunderts insbesondere an den Grenzen des Reiches und eröffneten an der Peripherie die Möglichkeit zur Bildung eigenständiger Herrschaften. Dies galt auch für die besonders abgelegenen Gebiete im äußersten Norden der Halbinsel, wo die Zentralgewalt in Córdoba nicht über die Mittel oder den Willen verfügte, ihre Herrschaft mit aller Konsequenz durchzusetzen. Dort, in den gebirgigen Randzonen des Reiches, lebten Christengemeinschaften, welche die muslimische Oberherrschaft entweder nie akzeptiert oder sehr schnell wieder abgeworfen hatten. Sie nutzten den Schutz der Berge, die Entfernung zur Machtzentrale und deren Schwächephasen dazu aus, Eroberungszüge zu unternehmen. In der historischen Rückschau sind diese militärischen Unternehmungen als Beginn eines Prozesses angesehen worden, der mit dem umstrittenen Begriff der «Reconquista» belegt wird.

2. Im Zeichen der Restauration (ca. 722–ca. 1035)

Reizbegriff «Reconquista»

Während in Deutschland die «Reconquista» als geschichtswissenschaftlicher Fachbegriff weitgehend wertneutral verwendet wird, ist er in der spanischsprachigen Welt mit vielen, oftmals negativen Bedeutungen aufgeladen. Vor allem in Spanien selbst – in geringerem Maße auch in Portugal – hat er in den letzten 200 Jahren verschiedentlich dazu gedient, aktuelle politische Ansprüche historisch zu legitimieren. «Reconquista» ist kein mittelalterlicher Begriff, sondern fand erstmals Ende des 18. Jahrhunderts Verwendung. Wirkmächtigkeit begann er zu Beginn des 19. Jahrhunderts nach der napoleonischen Invasion Spaniens zu entfalten. Die Erfahrung der Unterdrückung durch die französischen Invasoren und der erfolgreiche Freiheitskampf bildeten das zeitgenössische Fundament für eine neue Interpretation mittelalterlicher Kriege als Befreiungskriege.

Am folgenreichsten für die Wirkungsgeschichte des Begriffs «Reconquista» war der zwischen 1936 und 1939 blutig geführte, noch heute tief im kollektiven Bewusstsein verankerte Spanische Bürgerkrieg. Denn die Nationalisten unter General Francisco Franco Bahamonde (gest. 1975) erklärten ihren Aufstand zu einer christlichen Wiedereroberung Spaniens aus der Hand des Kommunismus, des Freimaurertums und des Judentums. Um ihren Putsch zu legitimieren, stellten sie ihn als einen Kreuzzug dar. Franco ließ sich dezidiert als Wiedereroberer (span. *reconquistador*) eines «heidnischen» Spanien feiern. Diese Inanspruchnahme war ein Grund dafür, dass sich die postfrankistische spanische, aber auch die portugiesische Forschung mit diesem Begriff, der so stark politisch aufgeladen und mit einer traumatischen Erfahrung der jüngeren Geschichte verknüpft war, schwertat.

Selbst in jüngsten politischen Debatten wird noch auf das

Konzept zurückgegriffen, um die jeweilige Position zu stärken. Die stets virulente, zu Beginn des 21. Jahrhunderts wieder aufgeflamte Diskussion um die Einheit Spaniens, die katalanische Unabhängigkeitsbewegung und der allenthalben feststellbare Aufschwung des Nationalgedankens in Europa werfen Fragen auf: Waren alle Teile Spaniens in gleichem Maße von der mittelalterlichen «Reconquista» geprägt? Sollte das moderne Katalonien wieder in einen straff zentralistisch organisierten Nationalstaat eingegliedert oder gar «zurückerobert» werden? Auch im radikalen islamischen Fundamentalismus wird das Konzept der «Reconquista», allerdings unter Vermeidung des Begriffs, aufgegriffen: Die Wortführer rufen unumwunden zu einer gewaltsamen Wiederherstellung des untergegangenen islamischen Kalifats auf spanischem Boden auf.

Diese neuen Instrumentalisierungen mehren nur ältere Vorbehalte gegen die Nutzung eines derart aufgeladenen Begriffs. Schon früh wurde angemerkt, es handele sich bei dem Terminus «Reconquista» um ein modernes Konzept, das den mittelalterlichen Menschen fremd gewesen sei. Im Übrigen suggeriere er einen dauerhaften Kriegszustand, obwohl es doch lange Perioden des Friedens oder sogar der Bündnisse zwischen Christen und Muslimen auf der Iberischen Halbinsel gab, wie noch gezeigt werden soll. Der spanische Philosoph José Ortega y Gasset (gest. 1955) formulierte diesbezüglich einprägsam: «Wie kann man etwas als Rückeroberung bezeichnen, was acht Jahrhunderte ange dauert hat?» Ein weiterer Vorwurf lautete und lautet, mit dem Terminus «Reconquista» greife man zwar keinen mittelalterlichen Begriff auf, aber man benutze sehr wohl unreflektiert ein ideologisches, religiöses Konzept des Mittelalters. Kritische Historiker forderten deshalb einen Perspektivenwechsel von den Siegern zu den Besiegten und schlugen vor, lieber schlicht von Eroberung oder sogar von Aggression zu sprechen als den letztlich legitimierenden Begriff der Rückeroberung zu verwenden.

Es kommt hinzu, dass auch in der mediävistischen Geschichtsforschung die Nutzung des Begriffs «Reconquista» unscharf ist, kennzeichnet er doch gleich vier Sachverhalte: Erstens wird er dazu verwendet, eine aus der historischen Rückschau konstru-

ierte Periode – den Zeitraum von der Schlacht von Covadonga ca. 722 bis zur Eroberung Granadas 1492 – zu umschreiben; zweitens bezeichnet er die militärischen Auseinandersetzungen zwischen Christen und Muslimen auf der Iberischen Halbinsel überhaupt; drittens benennt er die konkrete «Rückeroberung» einzelner Befestigungen oder Städte durch die Christen; seine vierte Verwendung in der Forschung ist schließlich am weitesten gefasst, wird doch damit die Wiederherstellung politischer, kirchlicher oder territorialer Ordnung durch mittelalterliche Christen bezeichnet.

Vor diesem Hintergrund ist zu fragen, ob man den Begriff der «Reconquista» überhaupt noch benutzen sollte. Trotz aller Vorbehalte wird er aber in diesem Buch verwendet. Zum einen deshalb, weil – wie wir noch sehen werden – zwar nicht der Begriff, wohl aber die Vorstellung einer Wiederherstellung christlicher Herrschaft über die Iberische Halbinsel auch im Mittelalter wirksam war. Zum anderen sind alternative Begrifflichkeiten noch weniger überzeugend. Der Terminus «Eroberung» (*Conquista*) zum Beispiel ist im Wissenschaftsdiskurs mittlerweile fest zur Kennzeichnung der europäischen Expansion in Südamerika eingeführt und damit besetzt. Außerdem würde der Begriff der Eroberung die Spezifika der iberischen Situation im europäischen Vergleich zu wenig zum Ausdruck bringen, die Ideologisierung des Krieges in diesem Raum verschweigen und eine Rückwirkung dieses Konzepts auf die zeitgenössischen Handlungsträger negieren. Auch der als Alternativvorschlag vorgebrachte Terminus der «Restauration» kann letztlich nicht überzeugen, versperrt er doch den Blick auf ein wesentliches Anliegen nicht weniger Akteure: eben jene blanke Eroberung. Schließlich haben sich weite Teile der Geschichtswissenschaft trotz aller Vorbehalte in Ermangelung einer überzeugenden Alternative mit dem komplizierten Terminus «Reconquista» abgefunden. Daher wird er auch in diesem Buch benutzt – allerdings stets in Anführungszeichen gesetzt, um seine Vielschichtigkeit und Umstrittenheit zum Ausdruck zu bringen.

Trotz dieser Einschränkung ist der Vorwurf nach wie vor nicht ausgeräumt, mit der Verwendung des Begriffs «Reconquista»

die Sprache der Sieger zu sprechen. Nicht zuletzt aus diesem Grund soll im Folgenden ein besonderes Augenmerk auf Austauschprozesse zwischen Christen und Muslimen gelegt und die «Reconquista» auch als ein «transkulturelles» Phänomen begriffen werden. Transkulturelle Studien beschäftigen sich mit Verflechtungs- und Austauschprozessen, die sie nicht als Ausnahme-situation, sondern als Grundlage menschlicher Gesellschaften verstehen. Sie behandeln allerdings selten kriegerische Auseinandersetzungen, obwohl auch diese eine Form der Verflechtung zwischen Gesellschaften und Gruppen darstellen. Denn selbst die Konstruktion von Feindbildern gründet häufig auf Kenntnissen über ein zum Widersacher erklärtes Gegenüber und damit auf Wissensaustausch. In diesem Buch soll es daher nicht nur um Gewalt zwischen Christen und Muslimen, sondern auch um friedliche Formen des Austauschs zwischen ihnen gehen, wenn-gleich eine Darstellung über die «Reconquista» insbesondere die Spannungslagen und ihre Folgen in den Blick zu nehmen hat.

Das Königreich Asturien: «Neogotismus» und der Vorstoß in die Meseta

Wie der Auftakt zur muslimischen Eroberung der Iberischen Halbinsel wird auch der Beginn der «Reconquista» nach landläufiger Vorstellung durch eine Schlacht markiert: Ein christliches Aufgebot unter einem Heerführer namens Pelayo (gest. 737) besiegte um das Jahre 722 eine muslimische Armee. Die kriegerische Auseinandersetzung wurde in Covadonga ausgetragen, in dem heute als Picos de Europa bekannten Teil des Kantabrischen Gebirges im Norden Spaniens. Es handelte sich um die zweite Niederlage eines muslimischen Heeres seit der Vernichtung des Westgotenreichs (721 hatte bereits Eudo, Herzog von Aquitanien – gest. 735, einen Sieg über eine muslimische Armee errungen). Weder auf christlicher noch auf muslimischer Seite finden sich ausführlichere zeitgenössische Berichte über dieses Ereignis. Erst spätere, zu Beginn des 10. Jahrhunderts im nordspanischen Asturien am dortigen Königshof entstandene Chroniken schildern das Geschehen detailliert. Diese Texte stilisieren das Ge-

fecht – es dürfte sich um das Aufeinandertreffen zweier kleinerer Kontingente gehandelt haben – aus der historischen Rückschau zu einem epochalen, göttlich gefügten Großereignis, bei dem angeblich 187000 Menschen auf dem Schlachtfeld oder auf der Flucht starben. Der Kampf habe sich in der Nähe eines Marienheiligtums zugetragen, und Gott selbst habe dafür gesorgt, dass die Christen gegen ihre Feinde die Oberhand behielten.

Hier und in anderen Werken der asturischen Hofchronistik jener Zeit wurden ältere, nur ansatzweise erkennbare Deutungsmuster des 8. und 9. Jahrhunderts aufgegriffen und wegweisend fortentwickelt. Zum einen handelte es sich um die Vorstellung, die Christen hätten in ihrem Kampf gegen die Muslime die Wiederherstellung des untergegangenen Westgotenreichs zum Ziel gehabt. Dieses Konzept wird in der Forschung als «Neogotismus» bezeichnet. Nachdem die christlichen Westgoten aus ihrer angestammten Heimat vertrieben worden seien, hätten sich ihre Nachkommen darum bemüht, dieses Land wiederzuerlangen. Daher wurden diese Christen, zum anderen, mit dem Volk Israel des Alten Testaments gleichgesetzt. Auch dieses musste seine Heimat aufgeben, erhielt sie aber schließlich dank göttlicher Fügung zurück – weil es von Gott so und nicht anders vorherbestimmt war. Es ist unmöglich zu bestimmen, wie stark diese beiden, wahrscheinlich von Klerikern entwickelten Vorstellungen tatsächlich auf zeitgenössische Akteure einwirkten. Aber unzweifelhaft erwies sich dieses um das Jahr 900 voll ausgeprägte Geschichtsbild für die spätere Geschichte der westlichen iberischen Reiche – aber keineswegs für alle christlichen Herrschaften – als außerordentlich wirkungsvoll. Denn durch den «Neogotismus» wurde aus Gebietseroberung Wiedereingliederung, aus Expansion Rekuperation.

Als zu Beginn des 10. Jahrhunderts in der Chronik König Alfons' III. von Asturien (gest. 910) über die Schlacht von Covadonga berichtet wurde, hatte sich die Situation der asturischen Christen im Vergleich zu der des 8. Jahrhunderts bereits stark verändert. So war nicht nur ein selbstbewusstes Königtum entstanden, das Kontakte zu anderen Höfen im christlichen Europa unterhielt, Klöster stiftete und in direkter Fortsetzung westgo-

tischer Traditionen Paläste errichtete (vor allem in der seit dem Beginn des 9. Jahrhunderts ausgebauten Königsstadt Oviedo). Darüber hinaus hatte dieses Königreich Schwächeperioden des muslimischen Emirats von Córdoba zu seinen Gunsten zu nutzen verstanden. In der zweiten Hälfte des 8. Jahrhunderts gelang es den Asturern, die westlich und östlich angrenzenden Territorien von Galicien und Kantabrien einzunehmen. Rund ein Jahrhundert später wurde ihnen durch Rebellionen muslimischer Herrschaftsträger gegen die Zentralgewalt die Möglichkeit eröffnet, nach Süden vorzustoßen. Beutezüge nach al-Andalus hatten schon früher und über die Jahrhunderte immer wieder stattgefunden – 798 war sogar Lissabon von den Truppen Alfons II. (gest. 842) angegriffen worden. Doch nun wurden die eingenommenen Vorposten gehalten und damit systematisch erobert. In einer Reihe von militärischen Unternehmungen gelang es namentlich Alfons III., sein Herrschaftsgebiet in die Hochebene südlich des Duero auszudehnen. Die Eroberungen bzw. Wiederbesiedlungen von städtischen Siedlungen – León (ca. 853/6), Porto (868), Zamora (893), Simancas (899), Toro (900) u. a. m. – markieren diesen Prozess. Damit verwandelte sich das asturische Reich grundlegend: Es war nun nicht mehr nur ein Bergreich, das durch das Kantabrische Scheidegebirge vom zentraliberischen Hochland, der Meseta, getrennt war, sondern erstreckte sich zu beiden Seiten des Gebirges und öffnete sich dem Süden. Eine Reihe von Burgen sicherten das Tal des Duero und die östliche Grenze. Besonders folgenreich war die Einnahme der alten römischen Stadt *Legio* (benannt nach der römischen *Legio VII Gemina*), des heutigen León. Seit 914 verlagerten die asturischen Könige ihren Regierungsschwerpunkt zunehmend dorthin und nannten ihr Reich bald Königreich León.

Während des 10. Jahrhunderts, der Blütezeit des Kalifats von Córdoba, zeigte sich das Kriegsglück der Christen durchaus wechselhaft. Schwere Niederlagen leonesischer und navarresischer Truppen gegen die Muslime des Südens wie etwa das Debakel von Valdejunquera des Jahres 920 standen neben Siegen wie dem von Simancas im Jahre 939. Zwar gelang es christli-

chen Truppen im Verlauf des 10. Jahrhunderts, über den Duero vorzustoßen und jenseits des Flusses (lat. *estrema Durii*, span. *Extremadura*) vereinzelt Städte wie Salamanca oder Sepúlveda zu gründen. Doch waren diese Orte als Außenposten stark gefährdet. Sie wurden entweder von Personen besiedelt, die aus dem christlichen Norden kamen, oder von Mozarabern, die wieder unter christlicher Herrschaft leben, damit der privilegierten Religion angehören und ihre Religion frei ausüben wollten. Die Neuankömmlinge werden auch durch die wirtschaftlichen Möglichkeiten angezogen worden sein, die das wenig bewohnte Grenzgebiet Siedlern eröffnete.

Die Reiche des Nordens

Zur Mitte des 10. Jahrhunderts war das asturisch-leonesische Reich jedoch schon lange nicht mehr das einzige christliche Königreich auf der Iberischen Halbinsel. Insgesamt müssen für diese Zeit fünf christliche Reiche differenziert werden, die obendrein Prozesse der Abspaltung und Vereinigung durchmachten, was die Geschichte der Iberischen Halbinsel im Mittelalter zuweilen unübersichtlich macht. Im Folgenden sollen diese Herrschaften knapp (von Westen nach Osten) skizziert werden.

An der Südostflanke des Königreichs León löste sich zu dieser Zeit durch geschickte Anlehnung an andere Mächte, aber auch aufgrund militärischer Erfolge gegen die Muslime im Süden die Grafschaft Kastilien allmählich aus der Verfügungsgewalt der leonesischen Könige. Zur Mitte des 11. Jahrhunderts sollte sie sich endgültig als selbständiges Königreich Kastilien etabliert haben. Dabei schwankte das Verhältnis zu den muslimischen Nachbarn im Süden, aber auch zu den christlichen Nachbarn im Westen (León) und Osten (Navarra) zwischen Konkurrenz und Kooperation.

Östlich von Kastilien war bereits im Verlauf des 9. Jahrhunderts aus dem Zusammenspiel zwischen führenden christlichen Familien und örtlichen muslimischen bzw. islamisierten Machthabern eine Herrschaft entstanden, die zuerst als Königreich Pamplona bzw. Königreich von Nájera, bald aber als Königreich

von Navarra bezeichnet werden sollte. Die Namensänderungen kennzeichnen nicht zuletzt die militärische Expansion dieses Königreichs, das sich 921 den bedeutenden Ort Nájera einverleibte. Der wesentliche Gegner auf muslimischer Seite war in den Jahrzehnten vor diesem Sieg nicht so sehr der entfernte Kalif von Córdoba als vielmehr das konkurrierende, zwischenzeitlich immer wieder mit den Navarreser Herrschern verbündete Geschlecht der Banū Qasī bzw. Banū Mūsā. Auf eine vom Christentum zum Islam konvertierte Adelsfamilie zurückgehend, beherrschte es an der Wende zum 10. Jahrhundert in nomineller Abhängigkeit von den Umayyadenherrschern in Córdoba ein beträchtliches Territorium im Osten der Iberischen Halbinsel, das in den arabischen Quellen als *tagr al-‘Alā* («Obere Mark») bezeichnet wurde. Dessen bedeutendste Herrschaftszentren waren die Städte Tudela und Zaragoza. Die Banū Qasī bzw. Banū Mūsā sind ein typisches Beispiel für halbautonome Herrschaftsträger an den Außengrenzen des Umayyadenreiches: Die Herrscher aus diesem Geschlecht betrieben eine geschickte Schaukelpolitik zwischen ihren christlichen Nachbarn einerseits, mit denen sie sich mal verbündeten oder verheirateten, mal im Krieg lagen, und der Zentralgewalt in Córdoba andererseits, der sie mal Tribute zahlten und mal die Treue aufkündigten.

Der Niedergang der Banū Qasī in der ersten Hälfte des 10. Jahrhunderts bedeutete den endgültigen Aufstieg des navarresischen Königtums. In dieser Zeit wurden die Rioja und auch Gebiete jenseits des Ebro wie Nájera oder Calahorra den Muslimen abgenommen und die Oberherrschaft über die karolingische Grafschaft Aragon erlangt. Den Höhepunkt seiner Macht erlebte das Königreich unter König Sancho III., dem Großen (gest. 1035). Diesem gelang es, durch geschickte Heiratspolitik und gezielte Militärschläge die Grafschaft Kastilien und das Königreich León in sein Herrschaftsgefüge einzubinden. Damit entstand das erste christliche Großreich nach dem Ende der Westgotenzeit. Es umfasste sogar einige östlich an Navarra angrenzende Pyrenäengrafschaften.

Zwei der den Nordosten der Halbinsel prägenden Grafschaften – das Königreich Aragon und die Grafschaft Barcelona –

entwickelten sich im Laufe des 11. Jahrhunderts allmählich zu Hegemonialmächten. Ähnlich dem Königreich Asturien entstanden sie im Schutz eines Gebirges, in diesem Fall der Pyrenäen. Die Grafschaft Aragon befand sich lange in Abhängigkeit vom Königreich Navarra, doch nach dem Tod König Sanchos III. im Jahre 1035 etablierte sie sich als selbstständiges Königreich, das 1068 vom Papst anerkannt wurde und dessen Herrscher sich ab 1069 «von Gottes Gnaden König von Aragon» nannte.

Im äußersten Nordosten der Iberischen Halbinsel wiederum, im heutigen Katalonien, entstand zu Beginn des 9. Jahrhunderts eine ganze Reihe von Grafschaften, welche die südlichste Grenze des Karolingerreichs bildeten. Sie waren infolge einer Expedition des Jahres 801 unter Führung Ludwigs (gest. 840), des Sohns Karls des Großen (gest. 814), eingerichtet worden und sicherten das Pyrenäengebirge als eine der Reichsgrenzen. Wenige Kilometer südlich von Barcelona befand sich die nach Westen parallel zu den Pyrenäen verlaufende Grenze zwischen den karolingischen Grafschaften und dem muslimisch beherrschten al-Andalus – oder der *Hispania*, wie es christliche Quellen jener Zeit nannten. Dies sollte bis zur Jahrtausendwende so bleiben, wobei beide Seiten gelegentlich Vorstöße unternahmen. In den Jahren 856 und 987 zum Beispiel wurde Barcelona von muslimischen Truppen geplündert. Die Franken unternahmen ihrerseits militärische Expeditionen gegen die muslimischen Städte *Ṭurṭūxa* und *Tarraqūna* (Tortosa und Tarragona) oder sogar bis in das Kerngebiet des Kalifats wie beispielsweise eine gemeinsam von den Grafen von Barcelona, Urgell und Besalú, sowie örtlichen Bischöfen durchgeführte Expedition gegen Córdoba im Jahr 1010.

Diplomatie und interreligiöse Heiratspolitik

Auch wenn die christlich beherrschten Territorien von der Mitte des 7. bis zur Mitte des 11. Jahrhunderts in der Tendenz expandierten, kann keineswegs von einer generellen Rückeroberungspolitik gesprochen werden. Einige dieser Gebilde waren nominell ohnehin von anderen abhängig: die katalanischen Grafschaften

zum Beispiel vom Karolingerreich, die Grafschaften Kastilien und Aragon zwischenzeitlich vom Königreich León bzw. Navarra. Außerdem waren die christlichen Reiche keineswegs vollständig unabhängig von muslimischen Mächten. Aufschlussreich sind in diesem Zusammenhang Berichte über Besuche, die der umayyadische Kalif in Córdoba von seinen christlichen Nachbarn erhielt. So erschienen während jener Zeit regelmäßig Gesandte der christlichen Herrschaften auf der Iberischen Halbinsel als Bittsteller oder Tributpflichtige an seinem Hof. Denn die meisten christlichen Herrschaften der Iberischen Halbinsel befanden sich während jener Zeit immer wieder und für lange Perioden in einem untergeordneten Verhältnis zum Umayyaden-Emirat bzw. -Kalifat von Córdoba. Diese Stellung wurde nicht nur durch Tributzahlungen zum Ausdruck gebracht, wie sie zwischenzeitlich auch das Königreich Asturien entrichtete, sondern auch dadurch, dass christliche Herrscher ihre Kinder als Geiseln nach al-Andalus schickten oder ihre Töchter mit dem Emir bzw. Kalifen verheirateten.

Der berühmte asturische König Alfons III. zum Beispiel schickte seinen Sohn an den Hof der Banū Qasī, der erste König von Pamplona entsandte seinen Sprössling an den Umayyadenhof, und dieser Prinz sollte später wiederum seine Tochter dorthin verheiraten. Solche nach al-Andalus geschickten Prinzessinnen wurden Teil des Harems, und manche von ihnen erlangten einflussreiche Positionen bei Hof und gebaren sogar Thronfolger. ‘Abd ar-Raḥmān III. (gest. 961), der erste Kalif der andalusischen Umayyaden, entstammte in zweiter Generation einer solchen transreligiösen Verbindung, und sein Nachfolger al-Ḥakam II. (gest. 976) war der Sohn einer Christin. Subḥ, die Mutter von Hishām, der auf al-Ḥakam folgte, stammte aus Navarra oder dem Baskenland und war darüber hinaus wesentlich für die Karriere des bedeutendsten Generals in der Geschichte von al-Andalus, Almanzor (gest. 1002), verantwortlich.

Abū ‘Āmir Muḥammad ibn ‘Abd Allāh b. Abī ‘Āmir, besser bekannt als Almanzur oder Almanzor, stieg in Subḥs Dienst zum Beschützer des Prinzen und späteren Kalifen Hishām II. (gest. 1013) auf und war faktisch von 978 bis zu seinem Tod im

Jahre 1002 Alleinherrscher des Umayyadenreiches. Seine Regierungszeit ist für die Geschichte christlich-muslimischer Konflikte auf der Iberischen Halbinsel besonders relevant, weil er seit 977 mindestens 50 militärische Expeditionen gegen unterschiedliche christliche Reiche des Nordens unternahm. Die allermeisten dieser Kriegszüge waren aus muslimischer Sicht erfolgreich, weshalb er als «Geißel der Christen» in die Geschichte eingegangen ist. Keine Stadt, keine Region war vor den Angriffen seiner ganz wesentlich aus berberischen Söldnern bestehenden Heere sicher. Die Attacken richteten sich sowohl gegen Galicien, León und Kastilien als auch gegen Navarra und die katalanischen Grafschaften. Die Städte Astorga, Zamora und Pamplona wurden viermal angegriffen, León sogar fünfmal. Besonders berühmt und folgenreich waren seine Razzien gegen Barcelona im Jahr 985 und gegen Santiago de Compostela im Jahr 997: Die Niederlage des Grafen von Barcelona und vor allem die Enttäuschung über die mangelnde Unterstützung des westfränkischen Königs sollten die Loslösung der katalanischen Grafschaften aus dem fränkischen Reichsverband beschleunigen. Als ein beachtlicher Propagandacoup wiederum kann die Plünderung der Apostelkirche von Compostela bezeichnet werden. Der siegreiche Almansor ließ nämlich besiegte Christen öffentlichkeitswirksam die Glocken des Gotteshauses von Santiago bis nach Córdoba tragen.

So sehr der General die Macht des Kalifats stabilisierte und es gegenüber den christlichen Territorien sicherte, so sehr stürzte sein Verscheiden im August 1002 – er starb eines natürlichen Todes – das Reich in eine tiefe Krise. Seinem Sohn und Nachfolger (auch dieser Spross einer Verbindung mit einer christlichen Prinzessin aus Navarra) gelang es nicht, die Herrschaft dauerhaft zu sichern. Das Reich wurde von Nachfolgekämpfen erschüttert, die sich über drei Jahrzehnte hinzogen. Nur vor dem Hintergrund dieses Machtvakuum nach dem Tod Almansors ist der oben beschriebene zeitgleiche Aufstieg Sanchos III. von Navarra und die Vereinigung christlicher Territorien unter seiner Herrschaft zu verstehen.

Aus dem einst mächtigen Umayyadenreich gingen nun über

30 kleinere Herrschaften, die sogenannten Taifenreiche hervor (von arab. *ṭāʾifa* = Partei). Einige von ihnen wie beispielsweise die Taifen (arab. *ṭawāʾif*) von Zaragoza, Toledo, Badajoz, Sevilla oder Granada entwickelten sich zu bedeutenden Wirtschafts- und Kulturzentren, auch wenn ihre militärische Macht begrenzt war und sie oft miteinander im Streit lagen. Erst in jüngerer Zeit hat die Forschung begonnen, diese Kleinherrschaften nicht mehr als defizitäre Übergangserscheinungen zwischen dem Ende des Kalifats und dem Aufstieg neuer Großreiche anzusehen.

Es kann als ein Zufall angesehen werden, dass fast zeitgleich mit der endgültigen Auflösung des Kalifats im Jahre 1031 auch im christlichen Norden die hegemoniale Herrschaft Sanchos III. zerbrach. Nach dem Tod des Königs im Jahre 1035 wurde sein Herrschaftsgebiet unter seinen Söhnen aufgeteilt. Dadurch rückten León, Navarra und Aragon wieder zu eigenständigen Reichen auf, die von Königen regiert wurden und sich untereinander phasenweise – den Taifenreichen im Grunde nicht unähnlich – auf das Heftigste bekämpften.

Im 12. Jahrhundert schlossen sich einige dieser christlichen Reiche zusammen, womit neue, eigenständige Territorien entstanden: Die Königreiche León und Kastilien waren in dieser Zeit mal vereinigt, mal getrennt, bis sie im Jahr 1230 endgültig unter Wahrung ihrer angestammten Rechte geeint wurden. Das Königreich Aragon und die Grafschaft Barcelona wiederum gingen eine Konföderation ein, die als «Krone Aragon» bezeichnet wird und sukzessive die verbliebenen Pyrenäen-Grafschaften integrierte. Im äußersten Westen schließlich sagte sich die Grafschaft Portugal vom Königreich León los und entwickelte sich zur Mitte des 12. Jahrhunderts zu einem selbständigen, 1179 von den Päpsten anerkannten Königreich. Fortan sollten diese vier Mächte – Portugal, Kastilien-León, Navarra und die Krone Aragon – mal in Kooperation, mal im Konflikt miteinander das Herrschaftsgefüge im christlichen Norden bestimmen.